

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1930**

160 (12.7.1930) Die Mußestunde



durch gezielte Zufüge bereits bei der Erzeugung darauf aussetzt. Hierfür gibt es verschiedene Verfahren, doch spielt man, wie Smolla in der Zeitschrift für angewandte Chemie angibt, häufig über dies Ziel hinaus und mottiert so stark, daß die Kunstseide nicht mehr der echten Seide ähnelt, sondern eben wie Baumwolle erscheint. Lediglich bei der matten Seide, abgesehen davon, daß sie eventl. eine geringere Reißfestigkeit besitzt, auch einen wesentlichen Nachteil: Sie nimmt den Schmutz wenig an. Gerade der Umstand, daß die Kunstseide den Schmutz nicht so leicht abgibt, ist in der Wäsche sehr leicht wieder abzuwaschen. Es ist daher zu erwarten, daß man sich auf die Dauer wenigstens für den größten Teil der Kunstseide mit dem Mattglanz, der durch einen auf aufgetriebenen Querschnitt und einen feineren Eingefilzter entsteht, begnügen wird.

**Ackerbau auf Flößen.** Alle Berichte der japanischen Eroberer Mexikos erzählen von den schwimmenden Gärten der Hauptstadt der Azteken, die wunderbarere sein sollten als die hängenden Gärten der Königin Semiramis im Zweistromland. Heute gibt es diese schwimmenden Gärten nicht mehr; was man so bezeichnet, sind Anpflanzungen auf Schluff, den man durch Herausheben von Schlamm aus dem Grunde der Kanäle mehr und mehr erhöht. Aber in einem anderen Winkel der Erde, bei den Daiakas auf Sorneo und in verschiedenen Bezirken bei den Malaien, kennt man in der Tat schwimmende Anpflanzungen, Reispflanzungen auf Flößen, die am Flußufer verankert sind. Zur Aussaat bauen die Eingeborenen kleine, etwa zwei Meter lange Flöße, bedecken sie mit einer dünnen Schicht Erde und säen den Reis dazwischen. Dann legt man die Flöße auf Wasser, damit sie stets feucht bleiben, und erhält in kürzester Frist bei der tropischen Hitze eine dicke Schicht junger Pflanzen, die nachher auf freigebranntes (geschwendetes) Land ausgepflanzt werden. Die Felder werden übrigens von Ratten und Mäusen derartig verunreinigt, daß die Eingeborenen schon nach einigen Jahren neue Stübe Urwald roden müssen, um hier auf jungfräulichem Boden abermals ihre Ernte vorzubereiten.

**Literatur**

Aber an dieser Stelle besprochen und angeforderten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung bezogen werden.

**Weimar — und was dann?** (Entstehung und Gegenwart der Weimarer Verfassung. Von Dr. Otto Ritzschelmer. Jungsozialistische Schriftenreihe. Umfang 48 Seiten Großformat. Kart. 0,85 M. S. Vandenhoeck & Ruprecht, G. m. b. H., Berlin W. 30. Ausgehend von der atomistischen Struktur der Weimarer Verfassung stellt Ritzschelmer die staatsrechtlichen Grundzüge auf, die der Formulierung des Weimarer Verfassungswortes zugrunde liegen. Entscheidend für die Anwendung der geordneten Mittel blieb nicht die Verfassung ihrer Verfasser, sondern das Machtverhältnis zwischen den Klassen, das sich immer wieder und selbst bei der verfassungsmäßigen Bestimmungen den ihm entsprechenden politischen Ausdrück schuf. Ganz besonders drastisch zeigt sich das vor allem die Entwicklung unserer Verfassungsgebungen, die sich immer mehr von der Verfassungsvorbereitung entfernte, nach der jedermann an den öffentlichen Stellen entsprechend seinem wirtschaftlichen Vermögen teilzunehmen hat. Auch die Geschichte der Anwendung des Artikels 48, die Ritzschelmer behandelt, vor allem in dem Vergleich der verschiedenen Behandlungen der bayerischen und sächsischen Verfassungen zur Reichsverfassung 1923 wie der Stellung zum Reichspräsidenten von 1930, erläutert die marxistische Erkenntnis, daß Verfassungen ihren Inhalt allein von der Intensität des Klassenkampfes erhalten, nicht aber von der Macht ihrer Schöpfer.

**Mund um den Donjon — Reparationsproblem und Profiteure.** Von Bernhard Blümel. Umfang 48 Seiten Großformat. Preis Kart. 0,85 M. Jungsozialistische Schriftenreihe. S. Vandenhoeck & Ruprecht, G. m. b. H., Berlin W. 30. Obwohl der Donjonplan mit dem Anspruch auf eine „vollständige und endgültige Lösung“ des Reparationsproblems am 17. Mai 1930 in Kraft getreten ist, wird die Krisisdenkmaldebatte noch für lange Zeit die Tagespolitik beeinflussen. Die außerordentlich schweren Reparationslasten für Deutschland bleiben ein Objekt der staatspolitischen Auseinandersetzung, solange sie aufgebracht werden müssen. Bernhard Blümel versucht nachzuweisen, daß sie bisher in Deutschland ausschließlich von den Massen der arbeitenden Bevölkerung getragen worden sind, während die kapitalistischen Schichten der Bevölkerung durch die weitgehende Ausweitung des demokratisch-parlamentarischen Einflusses auf die wichtigsten Wirtschaftsinstitute (Reichsbank und Reichsbahn) aus der Reparationsfrage eine ungemessene Verfüllung ihrer gesellschaftlichen Machtposition bezogen. Die antragende Schrift Blümel, die das Reparationsproblem als internationale Angelegenheit merkt, wird die Debatte zweifelslos beleben, obwohl sie nicht den Anspruch auf entscheidende Sachdarstellung erhebt.

**Zehn Monate Weimars.** Erinnerungen aus der Franzosenzeit von Oberbürgermeister Hoyer-Offenburg. Verlag S. Fuchs, Offenburg i. V. 1930. Preis 2,20 M. In diesen Tagen, da der Rhein von feindlicher Besatzung frei geworden, lenken wir unseren Blick wieder zurück zu der überstandenen Not. Das vorliegende Werk gibt uns ein wahrheitsgetreues Bild jener Zeit und läßt die ganze Bedeutung der Befreiung erkennen. Oberbürgermeister Hoyer-Offenburg schildert seine Erlebnisse aus dem Jahre 1923, den Einmarsch der Franzosen in Offenburg, seine Verhaftung und Auslieferung vor dem Kriegsgericht. Er ist ein scharfer Beobachter und ein kluger Erzähler und weiß die Vertreter der „grande nation“ wie die Mitgefühlenden packend zu schildern und die traurigen Geschehnisse vor unserem Blick lebendig zu gestalten. Seine Schilderung bleibt immer frisch und frisch, ohne jedes Pathos, und nie verliert der überlegene Humor, der über die Missetaten Herr wird. Das Buch ist eine bedeutende Erinnerungsgabe und ein menschlich wertvolles Dokument. Vom Verlag häufig ausgeleitet, wird es in seinem dreifarbigen Partionienband eine Zierde und ein Wertstück jeder Bibliothek sein.

**Käselecke**  
Begrüßung



**Wo ist der Gefürzte?**  
Käsele  
Ich bin ein Kranz von schönen Frau'n.  
Doch nimmst du mir das „e“ heraus,  
Bin ich sehr schmerzhaft anzuschauen,  
Und mancher reißt auch vor mir aus.

**Käselecken**

**Uhren-Käselecke:** Zaubernoten.  
**Veränderungsaufgabe:** Aretieren — Ferien.  
**Richtige Lösung sandte:** Jul. Grimmer, Karlsruhe.

**Anekdoten von berühmten Gelehrten**

Von Helmholtz ist bekanntlich der Erfinder des Augenspiegels, der für die Augenheilkunde von so unwägbare Bedeutung war. Der berühmte Physiker wurde einmal dem Fürsten eines kleinen Staates vorgestellt, der die Gewohnheit hatte, sich bei den Audienzen von seinem Hofmarschall ein Schildwort aufhängen zu lassen, damit er wußte, worüber die Konversation zu führen war. Der Hofmarschall schifferte also „Augenspiegel“! Doch der Fürst verstand das Wort nicht. Der Anführer wiederholte es. Der hohe Herr schien begreifen zu haben. Er hob lächelnd den Finger gegen den Gelehrten und sagte: „Eulenspiegel! Eulenspiegel!“

Der Gotthardische Historiker, Professor Hermann August Galletti, war ein außerordentlich gelehrter, doch furchtbar streukreuzer Herr. Von ihm stammen die weitläufigen Kathederreden:  
„Cäsar erlebte sein Ende nicht.“

„Richard III. ließ alle seine Nachfolger hinrichten.“  
„Nach der Schlacht bei Leipzig sah man Pferde, denen drei, vier und noch mehr Beine abgeschossen waren, herrenlos herumlaufen.“

„Ludwig XIV. behandelte alle seine Mätressen mit Hochachtung vor den Folgen dieses unerlaubten Verhältnisses.“  
„Das Türkische und das Baskische sind die schwersten Sprachen ganz Europas. Besonders das Baskische ist so schwierig, daß es nicht einmal von den Türken verstanden wird.“

„Die venezianischen Gondellere sind so geschickt, daß sie sich mit einem Aderhaken über den Markusplatz schwingen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren.“

Der bekannte französische Naturforscher Cuvier hatte die Gabe, aus dem geringsten Merkmal eines Tieres, Haar, Zahn oder dergleichen, die Lebensgewohnheiten desselben, Art, Geschlecht usw. zu bestimmen.

Einmal ging der Gelehrte mit einem Bekannten durch eine Gemäldeausstellung. Hier befand sich unter anderem auch ein Bild, auf dem der Teufel so abfahrend gemalt war, daß der Bealeiter Cuvier unwillkürlich ausrief: „Der sieht gerade so aus, als wolle er einen verschlingen!“

„Verschlingen?“ fragte der Wissenschaftler, „ausgeschloffen! Sehen Sie doch das Geschöpf an: Hörner — Huf — gehört also zu den grasfressenden Tieren. Sie brauchen sich also wirklich nicht zu fürchten.“

Freud, der Begründer der Psychoanalyse, wurde eines Nachts von einem Manne aus dem Bette geholt, der behauptete, plötzlich wachsinig geworden zu sein.

Der Psychiater, ungeschult über diese Störung, schrieb den Patienten während an: „Was, mitten in der Nacht? Sie sind wohl verrückt geworden?“

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

**Die Klüßestunde**  
zur Unterhaltung und Belehrung

27. Woche 50. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 12. Juli 1930

**Weltflucht**

Von Hermann Freytag

Von meiner Manfarde aus  
Ich bin nur Däher.  
Und ich hätte so gern im Grünen ein Haus.  
Ich will ja gar keine Brunnengädel,  
Nur eine Rude, Einen Raum, Gans klein.  
Mitten auf einer Ballig im weiten Meer.  
Und nur einen einzigen Tag möchte ich glücklich sein.  
Restlos glücklich, ohne Beschwer.  
Ja; und da möchte ich meine Pfeife schmauchen  
Und die Sonne aufsteigen sehen.  
Und sonst brauchen  
gar keine Menschen auf der Insel zu sein.  
Wöwen, ja! die sollten dort fliegen!  
Und die Brandung sollte brummen!  
Das höre ich gern.  
Und der Wind sollte nur leicht den Strandhafer biegen.  
Und nachts sollte prangen Stern an Stern.  
Der Mond könnte ruhig im Wasser bleiben.  
Der macht mich nur traurig  
und verführt mich nur dummes Zeug aufzuschreiben.  
Rein; und keine Frau oder Braut.  
Lieber einen Kater, der mich wöhlig umschauert!  
Oder einen Hund, der beim kleinsten Laut  
mal so richtig von Herzen bellt oder knurrt.  
Und dann möchte ich frühlich schlafen gehen  
und mich langsam hinüberträumen,  
um nie wieder aufzuwachen.  
Und dann —  
dann mag das Meer über die Ballig hinschäumen.

**John Miltons Berufung**

Von Gerhard Buchner

John Milton, der vom Schicksal berufen war, später ein großer Dichter zu werden, besaß 1625 im Alter von 16 Jahren die Universität Cambridge und trat in das Christ-College ein. Er war ein schöner Junge, und wenn er durch die Gassen ging, blieben die Mädchen stehen, wiperten miteinander und sandten ihm sehnsüchtig verlangende Blicke nach. In dichtem Voden fiel ihm das blonde Haar auf die Schultern herab; die Wangen waren blaß, und die Augen blühten ernst und tief vor sich. Wenn er aber ein Lob hören mußte, eine freundliche Anerkennung und Aufmunterung, so flog ihm eine garte, feine Röte in das Gesicht, und wenn er sich schamhaft dieser Schwäche bewußt wurde, so erglühete ihm das Blut umso heißer, und seine Reize gewannen in dem gleichen Maße, in dem sich die unverhuldeten Verwirrung steigerte.

Milton war freundlich gegen jedermann, und er war kein scharfer Einsiedler. Trotzdem lag der Hauch einer tugendlich umbräunten Einfachheit um seine Tage, die keiner der Kameraden zu durchbrechen wagte. Er war den Freunden nah und doch fern und sie empfanden diesen Widerspruch wie ein teils hohes, teils ärgerliches Wunderergebnis. Sie nannten ihn „Die schöne Jungfrau“, und wenn sie so sagten, so geschah es nicht leichtbin und ohne den Unterton einer lebendigen Empfindung, wie es wohl sonst beim Gebrauch allgemein üblicher Epitheten der Fall sein mag, sondern es lag in dem Wort Zärtlichkeit zugleich und widerstrebende Feindschaft, ein resigniertes Geschehen und das Zugeständnis; ich werde nie wie du, aber ich jende dir Gruß und herzliches Mitgefühl in deine ferne Ferne zu.

An einem heißen Sommertag hatte Milton mit einigen seiner Genossen einen längeren Spaziergang unternommen. Um die Mittagzeit, als die Sonne am dringlichsten heriederabglühte, hatte man sich drei Schritte fernab der großen Dorfstraße gelagert, und Milton, der die tief in die Nacht hinein zu arbeiten pflegte, war von der Müdigkeit übermannt, eingeschlafen. Die Kameraden vergrüßten sich in dem Busch, suchten Kräuter und Pilze und schritten einander allerhand harmlose Scherze und Weisheiten auf, die ihnen im Laufe der letzten Tage zur Kenntnis gekommen waren. So beachteten sie es kaum, als ein Wagen die Straße heranrollte, um auf an der Stelle haltzumachen, an der der schöne Schlüter lag. Es war ein Gefährt, wie es reiche Fremdlinge, die sich in die Unbequemlichkeiten einer Postreise nicht zu scheiden

mußten, zu benutzen pflegten, von zwei feurigen, mit buntesten Decken behangenen Koffen besetzt. Zwei kleine Räder vorn, zwei große hinten, und darüber türmte sich ein luftiges und luftiges Gebäude, das durch das aus bogenförmig gespannten gelben Holzleisten bestehende Gerippe seinen festen Halt, und durch das blaue, dunkelgelb umrandete Zeltgewebe den farbenfrohen Charakter erhielt. Auf dem Boden lag der Kutscher, auf der Wagenbank aber, von der aus man hoch über des Kutschers Kopf hinaussehen konnte, thronen zwei Damen, zartliebliche Aristokratinnen fremdortigen Wesens, Mutter und Tochter vielleicht; denn beider Haar war dunkel und umschmeierte in der gleichen edlen Linie, zu leichtgeschlungenen Flechten aufgesteckt, die hohen Schläfen. Oder waren es Erzieherin und Schülerin und die Hebnlichkeit des Typus nur durch das beiden gemeinsame Vaterland zu erklären? Die jüngere der Damen mochte das 17. Jahr noch nicht erreicht, die ältere das 35. Jahr kaum überschritten haben.

Der Kutscher war sich im unklaren, weshalb er hatte anhalten müssen und wandte sich nun mit fragendem Blick zu seinen Gebietterinnen zurück. Das junge Mädchen hatte sich erhoben und deutete in fremdem Idiom lebhaft auf ihre Begleiterin ein sprechend, auf den schlummernden Jüngling. Ein kurzes Zwiegespräch, dann löste ein rascher Befehl zu dem Kutscher hinunter, der gleich darauf dienstfertig zur Erde sprang und den Wagenhaken auftrieb.

Die Freunde Miltons waren inzwischen auf den Vorgang aufmerksam geworden und legten sich, von den beiden Schönen unangesehen, im Busch auf die Lauer, begierig, was sich weiter ereignen würde. Einer von ihnen, Henry Knox, pflegte später, wenn er den Vorgang erzählte, hinzuzufügen, daß er sich damals in seiner Laufschere selbst recht wenig gefallen habe. Es sei ihm gewesen, als müßte er sich in etwas ein, das ihn ja im Grunde nicht das Gerinaste anginge, und dieses Gefühl ist wohl umso eigenartiger, als die Jugend in dieser Hinsicht in den damaligen Zeitaltern sicherlich nicht zartliebender war als heutzutage. Die Neugierde der jungen Leute verminderte sich auch nicht, als zunächst eine geraume Weile hindurch gar nichts geschah. Denn das Träumen hand wohl minutenlang wie festgewurzelt zu Häupten des schönen Knaben, dessen Lippen leicht geöffnet waren, und über dessen Antlitz ein wellenförmig, vielleicht in seltsamen Traumleben beheimtetes Rätsel aufblinzelte. Sie mußte Ort und Zeit verfallen haben, und ihre Augen ruhten wie wunschlos aus auf jenen jugendlichen, ihr fast unmerklich erscheinender Schönheit. Dann sprang sie mit rauchem Entschluß zum Wagen zurück und kehrte wieder mit Stille und Souveränität, dem sie ein Blättchen entriß. Lächelnd schaute ihr die Freundin über die Schulter, und die im Gefühle verborgenen Zeugen der Szene hielten den Atem an.

Der Stilt flog rasch und sicher über das Papier. Aber als er den letzten Strich getan hatte, nahm von neuem der Geist ändernder Unentschlossenheit von der liebrenden Schreiberin Besitz. Sie schaute fragend die Genossin an, und erst als diese ermunternd nickte, entschloß sie sich, sich leicht zu dem Schlafenden herabzubiegen. Die eine seiner Hände hielt einen kleinen Strauß blauer Blüten mit festem Griff umspannt; die andere aber war leicht und zwanglos geöffnet, wie wenn sie sich eigens darauf gerichtet hätte, die Gabe in Empfang zu nehmen, die die Günst der Stunde ihr zugebracht hatte. Mit zärtlicher Behutlichkeit hob das Mädchen den Zettel hinein, und es war ihr einen Augenblick lang, als schloffen sich die Finger über ihm zusammen, um die Beute zu fassen und nicht mehr herauszugeben. Fast erstickt richtete sie sich in die Höhe, und als die Begleiterin jetzt zum Aufbruch machte, wandte sie sich ohne Widerrede zum Gehen. Nur, daß sie nach drei Schritten nochmals hinstieg wurde, stehen blieb, umkehrte, sich an der Seite des lieben Jungen leicht auf die Knie niederließ und ihm ihren und hingab, wie sie glaubte von keines Menschen Auge beobachtet, einen Kuß auf die Stirn drückte.

Wenige Augenblicke später rollte der Wagen davon. Als Milton erwachte, hatten die Koffe, denen es oblag, die geheimnisvolle Schöne und ihre Begleiterin von einem Ende Enlands zum anderen zu befördern, schon viele Meilen zurückgelegt. Er fand, verwundert zusammenschredend, den Zettel in seiner Hand und hörte die von harmlos lebenswürdigem Spott durchsetzten Berichte seiner Freunde. Er fragte kein Wort dazu und entäußerte mit seiner Einfaltigkeit die Genossen, die er auf diese Weise um das erwartete Vergnügen verlor, ihr pikantes Geheimnis nach Gebühr auszuwerten. Den Zettel aber verfenkte er tief in die Tasche seines Kodes, und so oft es nur irgend anging, schloß er sich von den anderen unmerklich, auf die Seite, um ihn herauszuholen und die ihm unverständlichen Worte seinem Bewußtsein einzuverleiben. War



er hat und im Besonderen, so besagte das nicht, das eine Bestimmung von seiner Seele Besitz erlangen hätte. Denn er hätte sich reich beschenkt durch diesen Sommer, und sein Herz schlug heilig und ungeschuldet, als ginge er einem großen Glück entgegen.

Es veranlassen Wogen, die Milton den Mut fand, einem seiner Lehrer unter Aufsichtnahme eines ihm dafür geeigneten erscheinenden Bernardus den Fittler zur Ueberlegung vorzulegen. Er hatte Glück mit seiner Frage, denn er erfuhr nicht nur, daß die Niederchrift in italienischer Sprache gehalten sei, sondern auch, daß es sich dabei um ein Zitat aus dem berühmten „Pastor fido“ Guarinis handele, „Söhne Auen“, so lautet die Worte, „sterbliche Gestirne, habt ihr, vom Schlafe geschlossen, mein Herz verwundet, wie groß muß eure Macht sein, wenn ihr euch öffnet!“

Von nun an aber verzehrte ein Feuer das Herz John Miltons, das Feuer der Sehnsucht nach der Geliebten und Neigenannten. Er lernte ihre Sprache, die Sprache Tassos und Tetrarcas. Er wallfahrte, von wildem Verlangen getrieben, in ihr Land, nach Genua, Venedig, Rom und Neapel. Er wurde ein großer Dichter, dessen Ruhm die ganze Welt durchdrang, nie aber fand er den Weg ins verlorene Paradies.

## Der Urwald brennt . . .

Jad Olato, der Halbblutindianer reitet auf seinem feurigen Schimmel voraus, dann kommen drei langsamere Paddelruder, hoch beladen mit Zelten, Lebensmitteln, Schaufeln und Äxten und als letzte laufen wir im Gänsemarsch trotzend hinterher. Alle Hufen, daß wir die 30 Meilen bis zum Fish Lake zu Fuß machen sollen und als wir bei Sonnenuntergang an eine Quelle kommen, weisen sich die neun wilden Gesellen entschieden, noch weiter ihrem berittlenen Führer zu folgen. Der antwortete nicht weniger freundlich, doch das erbot sich nur die gegenseitige Achtung, und als wir bei Iodernem Lagerfeuer die unvermeidlichen Port and beans (Wohnen mit Speck) aus den Dosen löffeln, wird gute Freundschaft geschlossen. Der eine leitet dem anderen eine Wolldecke, man läßt sich bei der Kälte zum gemeinsamen Nachtquartier ein und die seltsamen Exemplare von Seife, Seife und Zahnbürste werden reichlich Alltagsgegenstände. So wird die zusammengekauften Bande schnell an einer lebendigen Arbeitsgemeinschaft, denn sie sind auf die gegenseitige Hilfe angewiesen. Noch am Nachmittag unternimmt wir in dem kleinen Städtchen arbeitslos herum, bis der Agent des Fire Departments (Feueramtes) uns auf seinen Fordwagen lud und uns kurzerhand hoch in den Bergen, wo die Straße aufhört, jenem verdammten Indianer übergab, der uns jetzt in diese Wildnis hineinschleppt. Man hatte uns 40 Centis Lohn die Stunde versprochen und ich konnte mir keine romantischere Geschichte im wildesten Westen der kanadischen Rockies vorstellen, als mit Tramps, Wanderarbeitern und Indianern als „Fire fighter“ den riesigen Urwaldbrand eindämmen zu helfen.

Vorkünftig mußte die Karawane erst ihr Standort erreichen und am Morgen trachtete wieder einer hinter dem anderen den „trail“ entlang, der oft kaum zu sehen war und nur durch einzelne Markierungen in den Bäumen von Zeit zu Zeit erkenntlich wurde. Jeht Meilen durch den verwilderten, kanadischen Nadelwald sind kein Spaziergang, sondern eine körperliche Anstrengung. Abwechselnd geht es durch niedriges Gestrüpp, dann wieder durch Hochwald, in dem Kreuz und quer die umgekehrten Stämme herumliegen. Es erinnert mich an wilde Stellen in den französischen Bergen, nur daß der kanadische Wald noch viel unberührter und vor allem unbemerklicher ist. An einem der nächsten Tage konnten wir von einem Aussichtspunkte hunderte von Meilen in der Runde nichts als Nadelwald, undurchdringlichen, noch wie begangenen Urwald sehen. Ebenenklänge von 30-40 Meter Höhe sind keine Seltenheit und werlos verandert das Bild in dem Boden.

Die Tiere sind so wenig an Menschen gewöhnt, daß sie zutraulich herankommen. Ein wildes Huhn läßt sich sogar in die Hand nehmen und sieht uns mit seinen großen Augen verwundert an. Da bröckeln in einem der Gassen, der mit seinem biden, rot verstofften Gesicht schon seinen guten Eindruck macht, die alten Raubtiere geflüchtete des Menschen durch: der Starke lebt vom Schwachen — mit einem dicken Knüppel geschmettert er das Tier und schwenkt es wie eine Jagdtrophäe in der Luft: „we got a chicken for diner“, schreit er uns zu, worauf nur einige Flüche erwidern. Als ihm das Tragen zu viel wird, wirft er es wieder weg, seine Urinstinkte sind betrieblig, doch er hat ja nicht mal Hunger. Der Löwe ist friedliebend, er greift den Menschen nur an, wenn er nichts mehr zu fressen hat.

### Zeltlager im Fish Lake

Wir durchwaten ein paar Bäche und sind dann plötzlich auf einer Wiese, die rund um einen kleinen See führt. Jad packt hier die Pferde ab, wirft jedem eine Decke zu und wir können es uns gemütlich machen. Außerdem bekommt jeder eine Schaufel und eine Art Aueiteil und macht sich aus Zweigen und Baumstämmen eine windgeschützte Lagerstelle, denn die Nächte sind in dieser Höhe von etwa 1800 Metern doch noch empfindlich kalt. Auf einem riesigen Lagerfeuer werden auf dem Dreifuß die Koniferen warm gemacht, Teal geröstet und die unbemerklichen Mengen Tee gekocht, die man an einsamen Abenden draußen mit den Kameraden trinkt. Von dem Brand ist bis jetzt nichts zu sehen. Jad sagt, wir müssen erst noch auf den vor uns liegenden, etwa 500 Meter höheren Berg, was uns morgen ein schönes Stück Arbeit kosten wird, denn hier hört bereits jeder Weg auf.

### Dem Feuer entgegen

Unser Führer und Bob erweist sich als ausgezeichnete Kenner des Gebietes und verfolgt mit einer Sicherheit die Richtung durch das immer gleich aussehende Dickicht, die uns erkennen macht.

Wir sind nun in der Lage, das Feuer zu verfolgen, denn jeder hat ein anderes Hindernis, das er überwinden muß. So geht es in harter Arbeit ein paar Stunden aufwärts. Schon kommt bei hartem Wind von der Gegenseite der Rauch in dicken Schwaden über den Gipfel. Von oben sehen wir noch weit weg die Brandlinie, fast schur gerade läuft sie in südlicher Richtung nach der Grenze der Vereinigten Staaten zu. Hunderte von Meilen weit, soweit überhaupt das Auge sehen kann, ein einziger, blauer Rauchstreifen, der nur ab und zu schwarz aufqualmt, wenn ein Windstoß neue Baumreihen vernichtet. Sonst glimmt das Feuer ja nur weiter. Es frist sich langsam durch die vermoderten Stämme am Boden fort und oft zwanzig Meter von der eigentlichen Feuerzone entfernt flammt es plötzlich auf, und wenn der Wind die Glut in die Zweige hineinragt, dann raucht und kracht es plötzlich und eine über häusliche Flamme schreut in die Luft.

So sehen wir das schaurigste Bild: Ein Gebiet, das wahrscheinlich größer ist, als die ganzen Waldbestände Deutschlands, ist ein Flammenmeer und allmählich erscheint uns die Aufgabe riesengroß: was können zehn Mann gegen ein solches Naturereignis tun?

Auch Jad macht ein bedenkliches Gesicht. Er meint, wir können vorläufig nichts tun, als zurückzukehren, denn es ist schon spät und wir müssen vor dem frühen Sonnenuntergang wieder an unserm Lager sein.

Am nächsten Morgen brechen wir in verschiedenen Kolonnen auf. Es gilt vor allen Dingen festzustellen, wo wertvolle Waldbestände sind, die besonders geschützt werden müssen. Unser indianischer Führer, ein Australier und ich geben als besondere Erkundungsabteilung. Wir sind wohl die einzigen, die an der Sache auch Spaß haben, während es den anderen nur um den Verdienst geht, denn wir waren die einzigen, die sich zu diesem schweren, aber viel interessanteren Dienst freiwillig gemeldet hatten. Ueberhaupt ist der Australier ein besonderer Mensch: in seinen ehemals eleganten Kleidern und seinem feinen Gesicht fiel er schon von vornherein auf und auch beim Essen fürst er nicht wie die übrigen Bande wild drauflos. Er ist wegen Streitigkeiten seinem reichen Vater auszureis und war in dem jüngerem, arbeitslosen Winter in Vancouver fast verhungert. Trotzdem weigert er sich, das nachgeholt Geld seines Vaters anzunehmen und lebt jetzt von Gelegenheitsarbeit, wie wir alle. Sein Traum ist, einmal nach Europa zu kommen. Er liebt Musik und schwärmt von Beethoven und Mozart. Er, der Fremde, spielt uns abends beim Mondlicht deutsche Melodien vor, daß es uns schwer ums Herz wird und wir müssen ihm dafür Popslieder vorsingen.

Heute sind wir schneller auf dem Aussichtspunkte, da ja der Berg schon fertig war und wieder überstrahlt uns die grobartige Wälder. Wir sehen die Spuren der Tiere, die aus den zerstörten Gebieten geflüchtet sind und heute folgen wir selbst durch diesen Friedhof der Natur marschieren. Schwarz und gelblich, wie Grabesäulen stehen die Stämme der verkokten Stämme, unsere Füße sinken bis unter die Schuhe in der Asche ein und eine graue Staubwolke bezeichnet unseren Weg, den wir fast laufend zurücklegen, um unsere Schuhe nicht zu verbrennen. So geht es bergauf, bergab, bis wir auf die felsige Kuppe des höchsten Gipfels kommen. Selbst der rote Waldbäuer lobt uns für die Leistung, doch noch mehr steht uns bevor. Wir müssen einen anderen Weg zurück und wieder heißt es, erst Platz zu schaffen. Doch wir wissen nun Bescheid. Die nächsten Tage arbeiten wir uns etwa eine halbe Meile an die Feuerzone heran und laut klingen die Äxte, um die wertvollen Hochstämme vor den Flammen zu bewahren. Das Ueberbringen des Bauers wird durch einen großen Zwischenraum verhindert, der dann noch mit den Schaufeln umgegraben wird, damit auch das unterirdische Wurzelgallen verbindet ist. Natürlich sind das alles nur kleine Hilfsmaßnahmen, um dem Feuerdepartement Rechenschaft ablegen zu können. Im übrigen stehen wir der Katastrophe machtlos gegenüber. Glühender Regen weht der Wind nach der anderen Seite, sonst müßten wir selbst auch noch ausweichen.

Endlich, nach neun Tagen, hat der Himmel ein Einsehen. Es erhebt sich ein fürchterlicher Sturm, der zunächst die Flammen mächtig anfaßt und wir uns schleunigst aus dem Staube machen. Doch dann kommt der allein Hilfe bringende Regen. Wir gehen zum Lager zurück, warten noch einen halben Tag und machen uns dann auf den Heimweg. Verdreht, naß und abgerissen kommen zehn verdächtige Männer wieder im Tale an. Doch am Abend gibt es den Löbungsbescheid. Eine neue Kalkofe, ein buntes Hemd, eine Verhönerubnostur beim Friseur und fertig ist der Gentleman der kleinen Wild-Weststadt im fernen Britisch-Columbien. Es winken Mädchen, im Regierungskontor gibt es Wisky und in ein paar Tagen andere, genau so schmutzige und anstrengende Arbeit auf den Farmen oder in der Prärie.

Karl Koller, 1. St. Benton, B.C.

## Die Geschichte von dem seltsamen Zimmermädchen, dem gutgläubigen Spezialisten und dem umsonst geheilten Magenleiden

Humoreske von Henri Duvernois

Frau Kummer, die Fräulein Florence Berger auf der Straße traf, sagte zu ihr:

„Nein, wie mich das freut! Aber wie schlecht Sie aussehen? Zweifellos ist Ihr Gut daran schuld . . .“

Fräulein Berger, eine fauerbüßende alte Jungfer, trug ein höchst schädliches Kleid, schokoladenbraune Handschuhe und einen seltsamen

Wand aus weißer Seide.

„Ich habe keine gute Hautfarbe“, erklärte sie, „weil ich ständig an Magenleiden leide.“

„Aber Sie vielleicht eine Art Brennen?“

„Ich fühle mich ganz geschwollen, und nichts von allem, was ich esse, bekommt mir.“

„Sie müßten einen Art befragen.“

„Ich hab schon einen. Den Dr. Gries. Er wohnt in meinem Hause.“

„Sie brauchen aber einen Spezialisten.“

„Frau Kummer, bei diesen teuren Zeiten, wo man für ein kleines Schnitzel eine Mark bezahlt . . .“

„Was hat das zu sagen? Wenn es sich um die Gesundheit handelt, darf man auf solche Kleinigkeiten nicht achten. Sie sind reich, Fräulein Berger . . .“

Das war jetzt für die gute Dame. In einem geizigen Menschen zu lauen: „Sie sind reich“, bedeutet, seine empfindlichste Seite berühren, sein Mißtrauen erwecken, in ihm den Verdacht aufkommen lassen, man wolle ihn vielleicht gar anrumpfen.

„Reich!“ rief Fräulein Berger entrüstet aus. „Wie können Sie bloß so albernes Zeug reden. Wer hat denn das Geschwätz verbreitet? Reich! Der Himmel gebe es! Ich lebe ohne Dienstmaad. Ich lasse mir nur morgens eine Stunde von einer Auwärterin helfen.“

„Ich habe ja nur zu Ihrem Besten. Ihre Augen sind ganz unterleucht und Sie werden zu mager: alles das deutet darauf hin, daß Ihr Fall recht ernst ist. Auch ich habe am Magen gelitten, und der Professor Kettler hat mich geheilt. Jetzt verdaue ich alles, meine Berühmtheit. Der Mann versteht sich auf seinen Beruf!“

„Was nimmt er denn?“

„Zwanzig Mark.“

„Und wenn ich fragen würde, daß Sie mich geistig haben?“

„Es ist unnützlich zu handeln. Ich bezahle meine zwanzig Mark wie alle andere. Und dabei fenne ich die Frau Professor und besuche sie dann und wann. Sehen Sie, gerade gestern habe ich einen Brief von ihr erhalten. Sie fragt mich, ob ich nicht ein Stubenmädchen für sie wolle. Es will und will ihr nicht gelingen, etwas Ordentliches zu finden. Da haben Sie schon, wie vertraut wir miteinander sind. Nun, und wenn ich zum Professor gehe, dann bezahle ich trotzdem meine zwanzig Mark. Der Preis ist von der Aertstammer festgelegt.“

„Der Dr. Gries nimmt drei Mark von mir.“

„Und läßt Ihnen Ihr Leiden. Na, jeder wieset sich schließlich so, wie er es für richtig hält.“

Einige Sekunden stand Fräulein Berger nachdenklich da, dann sagte sie Frau Kummer beim Arm:

„Ich hab 'ne Idee!“ rief sie. „Aber Sie dürfen mich nicht auslachen . . . Wenn man arm ist, muß man sich zu helfen wissen. Frau Professor Kettler sucht doch ein Mädchen?“

„Jawohl. Sie gibt fünfzig Mark monatlich.“

„Ich hätte Lust, zu ihr zu gehen und mich vorzustellen.“

„So ist es. Sie umsonst heilt?“

„Aber Fräulein Berger, Sie die Tochter eines Baumeisters . . .“

„Es sind harte Zeiten! Ein Besuch wird gewiß nicht genügen, um mich zu heilen. Ich muß öfter unterlucht und beobachtet werden. Bei mir zu Hause bin ich auch gezwungen, alle Arbeiten zu verrichten, zu kochen, zu nähen und so weiter. Ich gehe nie in Gesellschaft, ich mache niemandem einen Besuch. Selbstredend, Frau Kummer, wenn Sie Ihre Freundin besuchen, dann tun Sie so, als kennen Sie mich nicht. Auch muß ich Sie um größte Verschwiegenheit bitten. Geben Sie mir sofort die Adresse und seien Sie ganz unbekannt. Mein ganzes Leben lang werde ich nicht Dienstmädchen spielen! Sobald ich geheilt bin, werde ich mit meine Freiheit wieder nehmen.“

Am nächsten Tage stellte Fräulein Berger sich vor, wurde angenommen und trat noch am gleichen Abend in den Dienst. Acht Tage später erklärte sie der Frau des Professors mit der treubestigsten Miene von der Welt:

„Ich muß die anständige Frau benachrichtigen, daß ich benötigt bin, zu meiner Mutter aufs Land zu fahren, um mich zu pflegen.“

„Sind Sie krank?“

„Ja, am Magen . . .“

„Aber wissen Sie denn nicht, daß Sie bei einem der größten Spezialisten für Magenleiden dienen? Sie können von Glück sagen, daß Sie so ungesund kommen sind. Mein Mann wird sich Ihnen wie einer königlichen Gohet widmen. Altrud! Altrud! Sehen Sie sich, Florence, der Herr wird Sie gleich unterluchen.“

Die Konsultation war kostenlos und noch mehr als kostenlos, denn diese Patientin eigener Art empfing außerdem noch alle vorge schriebenen Arzneien gratis und ein Trinkgeld von fünf Mark.

„Die Hauptsache ist, daß Sie bei uns bleibt“, hatte Frau Kettler zu ihrem Manne gesagt. „Sie ist eine Perle.“ Sie geht abends nie aus. Sie tut ihre Pflicht und Schulpflicht, ohne zu murren, hat dabei etwas so Bornemes an sich, macht sich alle Welt allein durch ihre Reden zu Freunden und leidet mir anständige Bücher. Ist sie sehr krank?“

verheiratete der Professor.

Diese Konsultation fand im Oktober statt.

Drei Monate später überlegte Fräulein Berger, daß, wenn sie jetzt nach Hause zurückkehrte, sie an die Besorgung denken müßte; daß ihre kleine Wohnung eifrig fast war, und daß sie viel besser daran täte, den Winter in dem bequemen, geräumigen Zimmer zu verbringen, das sie in der prächtigen Wohnung des Arztes inne hatte. Obwohl sie geheilt war, verschob sie die Rückkehr auf einen späteren Zeitpunkt. Ihre Obliegenheiten waren ihr nicht einen Moment aus dem Gedächtnis gerufen, unterhielt sie sich über alle möglichen Dinge. Von der Herrin des Hauses wurde sie geliebt und bekam Hilfe und Schutz geboten, die kaum getragen waren. Eines Tages jedoch stand ihr eine Demütigung bevor. Frau Kummer, der sie die Tür geöffnet hatte, fand weder einen Gruß noch ein Lächeln für sie, obwohl sie allein im Vorzimmer war. „So eine dumme Gans!“ dachte Fräulein Berger. „Ihr Mann verdient nicht einmal vierhundert Mark im Monat.“ „Ich wünsche ihr, daß sie noch einmal betteln gehen und ihr Brot im Kaminstein auflesen soll!“ Und sie hielt den Zeitpunkt für gekommen, ihre alte Stellung in der Gesellschaft wieder einzunehmen. Sie dachte daran, daß sie sich im Anfang gewiß ein wenig langweilen würde. Das Haus des Professors war heiter, voll Leben, besonders jetzt, wo sie prächtig verdaute und sich die herrlichen Reste von den Mahlzeiten ungekostet zu Gemüte führen konnte. Sie würde sich mit einer Erbschaft entschuldigen. So würde ihre Abreise würdevoll sein, und beim Fortgehen würde sie hinaufsehen. „Uebrigens war ich nicht für diese Tätigkeit bestimmt: Ich bin die Tochter eines Baumeisters.“

Acht Uhr abends. Die Patientin fand alle fortgegangenen. Fräulein Berger klopfte eherbittig an die Tür von des Professors Kabinett.

„Herein!“ rufte eine joviale Stimme. „Ah, Sie sind es, Florence?“

Gerührt, bewegt läßt Fräulein Berger ihre Augen umherstreifen. Die Vellampe wirft ihr blaßes Licht auf den Tisch, wo zwei seltsame liebe Mat ist sie herüber gekommen, um ihre Bescheidenheit vorzubringen, die schon im Voraus durch das auerhöchliche Lächeln des Professors geheilt waren.

„Was gibts, liebe Florence?“

„Wie, dies alles sollte sie aufgeben? Gegen jene lanaweilige, kaffeeartige Freiheit? Um sich wieder zu dem Dr. Gries zu begeben, der so aussieht, als wüßte er an sich selbst, an seiner Wissenschaft, an seinen Drogen? Um wieder Rechnungen zu bezahlen, die die Miete fällig zu haben und sich mit ihrem mageren Schnitzel zu begnügen? Das wäre ja schon bloß von ihr. Nein, sie verzichtet auf ihre Kündigung, auf die Geschichte von der Erbschaft, auf die Achtung der Frau Kummer und fängt zögernd an:

„Ich wollte dem Herrn Professor nur auseinandersetzen, daß ich wieder so ein Brennen verlore . . .“

(Berechnete Uebertragung von Dr. Ernst L e v o .)

## Welt und Wissen

**Kunstseide** Die natürlichen Zellulosefasern lassen sich bekanntlich zu einer großen Zahl von Materialien verarbeiten, die sich durch ihre physikalisch-chemischen und mechanischen Eigenschaften, wie Quellbarkeit, Dehnbarkeit, Elastizität und Festigkeit unterscheiden. Die verschiedenen Kunstseiden, Zellulosefilme und -folien, Massen aus Zellulose und Trolit, ferner Papier und die aus Papier bereiteten Werkstoffe, wie Vulkanpapier, Perlinax und Presspapier, sind Beispiele dieser Wandelbarkeit, die in ihrer Vielseitigkeit für eine organische Substanz auffällt, und die in den Eigenschaften der Metalle und der Metalllegierungen ein anorganisches Gegenstück findet.

Die Arbeitsgänge, die von der Zellulosefaser zu den genannten Körpern führen, sind im einzelnen verschieden. In allen Fällen läßt sich aber der Arbeitsgang in zwei Hauptphasen gliedern, die für das Wesen dieser Stoffwandlung charakteristisch zu sein scheinen, und von denen die erste Phase in einer Ueberführung der Zellulose in den plastischen Zustand, die zweite, unmittelbar nachfolgende Phase, in einer mechanischen Bearbeitung der plastischen Masse besteht. Ueber das Wesen des plastischen Zustandes von Zellulose ist man nur unvollkommen unterrichtet. Die Auffklärung hat ein weit über den technischen Rahmen hinausgehendes, allgemeines Interesse, weil die Vorkänge, die zu dem plastischen Zustand führen, u. a. auch eng mit den Fragen über die Konstitution der Zellulose verbunden sind, die als ein bedeutender Vertreter der sogenannten hochmolekularen Substanzen seit mehreren Jahren in den Vordergrund der chemischen Forschung gerückt ist, und deren Eigenschaften, in den plastischen Zustand übergehend, vielfach als der Ausdruck einer besonderen Konstitution aufgefaßt wird. Hierüber berichtet in einer sehr ausführlichen Arbeit Prof. Dr. Kurt S e h, Berlin-Dahlem, in der Zeitschrift für angewandte Chemie, während an gleicher Stelle sich Dr. S a g. E. S m o l l a mit den „Fortritten der Technologie der Kunstseide“ befaßt. Von den vier zurzeit ausschließlich angewandten Verfahren, Viscose-, Kupfer-, Acetat- und Nitroverfahren, hat wirtschaftlich das Viscoseverfahren die weitest größte Bedeutung. 84 Prozent = 166 500 T a. der Weltproduktion des Jahres 1929 waren Viscoseseide. Im Augenblick verlamt die Mode besonders für Strümpfe m a t t e Kunstseide. Man stellt deshalb fast allgemein Viscoseseide nur noch in dieser Art her, indem man entweder nachträglich die fertige Kunstseide mattiert oder